

BRIAN D'AMATO

DER PREIS DER SCHÖNHEIT



THRILLER ZSOLNAY

Jamie Angelo, ein vielversprechender junger New Yorker Künstler, hat eine geheime Passion. Ästhetik und Schönheit nur mittels der Malerei und der Museumskunst zu realisieren, ist ihm nicht genug. Er träumt von lebendigen Kunstobjekten, von perfekter weiblicher Schönheit, von ewiger Jugend, und er kreiert sie – zunächst am Computer. Doch dann erfährt er von einem neuen, noch nicht zugelassenen Verfahren, das in der plastischen Chirurgie bei der Behandlung von Brandopfern angewandt wird. In spektakulärer Weise nutzt er dieses Verfahren und versucht sich in der Schönheitschirurgie, um seinen Traum von der äußerlich makellosen Frau umzusetzen. Obwohl seine medizinischen Kenntnisse nur angelesen und sehr mangelhaft sind, gehen schon bald Stars jeder Art in seinem Studio ein und aus. Hinter vorgehaltener Hand wird sein Name in der Welt des Showbusiness schnell zu einem festen Begriff.

Da lernt Jamie eines Tages die Performance-Künstlerin Jaishree kennen und lieben. Sie inspiriert ihn zu seinem bisher größten Vorhaben. Er will ein neues Geschöpf, ein perfektes weibliches Wesen schaffen, das nicht nur äußerlich seinem Ideal entspricht, sondern auch von den inneren Werten jedem Qualitätsanspruch gerecht wird. Er operiert Jaishree, und zunächst scheint der Coup gelungen. Doch dann geschieht das Unfaßbare...

© 1992 by Timothy Greenfield-Sanders



Zum Autor:

Brian D'Amato studierte in Yale. In Amerika wurde er durch seine Gemälde bekannt, die er in New York, Paris und vielen anderen Städten ausgestellt hat. Er ist ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift *Flash Art*. Mit *Der Preis der Schönheit* legte Brian D'Amato seinen ersten Roman vor, der in Amerika gleich zu einem Riesenerfolg wurde.

Ein moderner Frankenstein!

Ein Kultschocker ersten Ranges. Ein Roman,
der einem das Blut in den Adern gefrieren läßt.

»Der beste Erstlingsroman, den ich seit zehn
Jahren gelesen haben.«

Dean R. Koontz

»Ich habe niemals zuvor einen Roman wie
Der Preis der Schönheit gelesen.«

Peter Straub

ISBN 3-552-04600-3

Brian D'Amato
Der Preis der Schönheit

BRIAN D'AMATO

DER PREIS DER SCHÖNHEIT

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Bernhard Regen

ZSOLNAY

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Beauty bei Delacorte Press, New York

Dieses Buch ist Barbara D'Amato gewidmet, die mir alles
über das Schreiben und die Welt beigebracht hat.

*Schönheit rasch dem Geist entschwindet –
Ein Abbild, schattenhaft verderblich;
Doch im Fleisch ist sie unsterblich.*

Wallace Stevens
»Peter Quince am Klavier«

Jeder imitierte meinen volleren Mund,
meine dunkleren Augenbrauen. Aber ich
würde niemanden kopieren. Wenn ich
nicht ich sein kann, dann will ich niemand
sein. So bin ich auf die Welt gekommen.

Joan Crawford

© 1992 by PB Investment Co.
All Rights Reserved. Published by arrangement with Dell Publishing,
a Division of Bantam Doubleday Dell Publishing Group, Inc.
© der deutschen Übersetzung 1994
by Zsolnay Verlag Gesellschaft m.b.H., Wien
Alle Rechte vorbehalten
Textbearbeitung: Marion Stein
Umschlagentwurf und -gestaltung: Steinkämper Grafikdesign, Münster
Umschlagillustration: Bavaria Bildagentur, TCL
Satz: MPM, Wasserburg
Druck und Bindung: Bercker Graphische Betriebe, Kevelaer
Printed in Germany 1994

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek
D'Amato, Brian
Der Preis der Schönheit. Thriller/Brian D'Amato
Aus d. Amer. von Bernhard Regen – Wien: Zsolnay, 1994
Einheitssacht.: *Beauty* <dt.>

ISBN 3-552-04600-3

Erster Teil

Der Alchimist

Ein Ei schwebte im Nichts. Es rotierte um seine vertikale Achse, vor einem schwarzen Hintergrund, der langsam in ein dunkles, bläuliches Violett überging. In mikroskopisch kleinen Schüben kam es näher. Es war jenseits aller räumlichen Dimensionen, und seine Oberfläche war absolut rein, ohne Pore und glatter als jedes wirkliche Ei. Rosafarbenes Licht fiel aus einer Quelle, die sich zwischen dem Ei und seinem Betrachter befinden mußte, auf den schwebenden Körper. Dieses Licht sammelte sich an einem Punkt auf dem oberen Drittel des Ovals, das so aussah, als sei die Oberflächenstruktur vielleicht ein wenig glänzender als bei einem echten Ei.

Dann schien eine Unebenheit in der unteren Mitte des Körpers aufzutauchen. Zuerst war sie so klein, daß man sie fast für eine Sinnestäuschung halten konnte: eine flache Mulde mit leichten Wölbungen darunter und darüber. Die Mulde und die Schwellungen wuchsen, zeichneten sich mit quälender Langsamkeit deutlicher ab. Dies geschah in einer Art, wie sie bei Tieren oder Maschinen nicht zu beobachten ist. Sie glich eher dem ruhigen Wachstum von Pflanzen oder von Kristallen, die sich in einer Lösung bilden. Oberhalb der Unebenheit erschienen mit derselben Gemächlichkeit zwei weitere flache Einbuchtungen auf der unberührten Oberfläche, zwei gleichförmige, runde Höhlungen. Sie waren symmetrisch um die vertikale Achse angeordnet. Während sie sich in die Oberfläche des Eies einprägten, wurden sie von Schlaglichtern beleuchtet, und

langsam traten Schatten hervor, anfangs ganz sanft, doch dann nur noch an den oberen Rändern weich, an den unteren aber scharf gezeichnet.

Plötzlich überschritt das Ei die Schwelle der Abstraktion, die unsichtbare Barriere, die eine geometrische Form von den grundlegenden figürlichen Strukturen trennt.

Es war ein Gesicht.

Die Augen und der Mund wurden deutlicher. Die Umrisse der Backenknochen und die Vertiefungen darunter fingen an, die gesamte Silhouette des Eies zu verändern. Unendlich langsam begann eine Nase hervorzutreten, und die winzigen Einkerbungen darunter entwickelten sich zu schemenhaften Nasenlöchern. Knospen brachen auf, die schließlich zu Ohren wurden. Unter der Oberfläche breitete sich Pfirsichfarbe wie Morgendämmerung aus. Die Augen hatten bereits einen haarlosen Wulst für die Augenbrauen und geschlossene Lider, die sich noch nicht ganz von dem sie umgebenden Fleisch gelöst hatten. Die Lippen waren noch verschmolzen, aber sie waren Lippen, vollständig ausgeprägt mit den Einkerbungen der Mundwinkel und der Mulde unter der Nase. Die Nasenflügel wölbten sich leicht; die Stirn verbreiterte sich. Dieses Gesicht war kein menschliches Gesicht. Es kam aus einem Reich jenseits von Tod und Leben, alterslos und ruhig und schön. Noch war es in einem Embryonalzustand und ähnelte mehr einer mathematischen Gleichung als dem Fleisch. Aber langsam wurde es zu einem Wesen.

Ich tippte auf der Tastatur HALT F9. Es gab keine direkt wahrnehmbare Veränderung, aber irgendwie konnte man spüren, daß das Wachstum aufgehört hatte. Ich hatte es angehalten, bevor das Gesicht das Reich der Untoten verlassen und in das Reich der (zumindest dem Anschein nach) Lebenden hinüberwechseln konnte.

Ich gab einige Koordinaten ein und bewegte den Mauscursor über das Gesicht bis zur Menüleiste am oberen Rand des Bildschirms. Dort wählte ich die Option WIRE FRAME, und sofort erschien links unten im Bild ein kleiner

Hilfsbildschirm, der einen Teil des Gesichts verdeckte, es aber gleichzeitig als schematische Darstellung mit dreieckigen, orangefarben linierten Facetten vor dunkelblauem Hintergrund wiedergab. Ich bewegte den Cursor hinunter bis in die Augenregion und fing an zu programmieren.

Nach achtzehn Minuten deaktivierte ich den Bildschirm mit dem Drahtmodell und gab den Befehl RESUME IMAGE GENERATE in die Kommandozeile ein. Das Ei löste sich auf, kehrte jedoch gleich darauf wieder, jetzt etwas näher. Langsam, sehr langsam begannen die Augenlider sich zu heben. Eine spiegelähnliche Oberfläche erschien unter ihnen, eine seltsame, feucht aussehende lavendelfarbene Substanz. Dann tauchte der Kreis der Iris auf, Smaragdgrün gegen Lavendel abgesetzt, mit magentaroten und goldenen Facetten, die sich wie Kristallnadeln in einem mexikanischen Feueropal unter das Grün schoben. Und dann, als die Lider zur Hälfte oben waren, hätten die Pupillen in Sicht kommen müssen. Aber da waren keine Pupillen. Die Augen waren vollständig geöffnet, und das Gesicht starrte mich unverwandt mit dem blinden, seelenlosen, bösartigen Blick eines Dämons an.

Ich starrte zurück – eine halbe Ewigkeit, wie mir schien. Ein kratzendes Geräusch neben meinem rechten Handgelenk ließ mich vom Tisch hochschrecken, so daß ich mir den Kopf an der Wand stieß. Ein Papier schob sich aus meinem Faxgerät. Ich riß es ab und las: HAST DU DEINE KLINGEL ABGESTELLT? NICHT VERGESSEN, TREFFEN MIT PENNY PENN 2:00! WERDE IN 45 MIN. DASEIN. DAVID.

Ich gestattete mir noch einige Minuten, um den Bildschirm zu betrachten. Ich ließ den Kopf um 360 Grad rotieren und dachte über das Profil und die Dreiviertelansichten nach. Ich dachte, daß aus diesem Gesicht noch ein Gegenstand von schrecklicher Schönheit würde; vielleicht überschätzte ich meine Fähigkeiten aber auch. Obwohl, es kam mir eigentlich nicht so vor. Ich fragte mich, ob ich jemals eine Chance bekommen würde, es auszuführen. Ich tippte SAVE und beendete das Programm. Als ich

den Computer abgeschaltet hatte und aufstand, knackte es in meinem Rücken ein wenig. Ich mußte wohl eine ganze Weile hier gesessen haben.

Irgendwo in dem mikroskopischen Binärcode dieses 64-Megabyte-Gedächtnisses schlief mit offenen Augen der Dämon. Der Geist in meiner Maschine.

2

»Lachfalten! Ich habe geheult, als ich Lachfalten bekam. Das klingt schon so dämlich. Was für ein *dämlicher* Name für eine schreckliche, echt schreckliche Sache! Ich kann einfach nicht damit umgehen. Ich habe auch drei waagerechte Falten auf meiner Stirn, und da kommt noch eine ganz nah an meinem Haaransatz. Und ich bekomme Krähenfüße. *Das* ist vielleicht ein häßlicher Name. Was für ein dämlicher Name für Augenfalten! Und dann sind da vier wirklich echt ganz große, riesige Aknenarben. Eine ist genau hier, genau links von meiner Nase, einen halben Zentimeter daneben. Und eine ist genau in der Mitte über meiner Oberlippe, auf dem – auf dem Septum. Das nennt man doch Septum, oder? Und die beiden anderen, die sind genau hier, auf dieser Backe. Sie sollten wissen, daß beide schon ein paar Kollagen-Spritzen hatten. Die Poren auf meiner Nase und an den Seiten sind zu groß. Sie sind wirklich unattraktiv. Meine Kosmetikerinnen sagen, sie könnten nicht viel dagegen machen, außer daß sie sie bedampfen und dann ein Adstringens draufschmieren. Na ja ... abgesehen von dem großen Problem gibt's da ja noch einen Haufen kleine ... jedenfalls das größte Problem sind bei mir, wie Sie sehen, die Tränensäcke. Tränensäcke! Die bringen mich echt aus der Fassung. Ich war mal ein bißchen übergewichtig. Vielleicht hab ich sie davon. Auf dem Col-

lege habe ich eine Menge Milkshakes getrunken. Sie sind doch auch auf diese Schule gegangen, oder?»

Wie die meisten Leute, die ich kenne und die nach Yale gegangen waren, so sagte auch Penny Penn »diese Schule« statt »Yale«, wenn sie mit anderen Yale-Absolventen sprach. »Yale« läßt sich so schwer aussprechen, weil es so protzig klingt und nur eine Silbe hat. Als würde man »fuck« sagen!

»Ich war mit Ihnen im gleichen Kurs«, antwortete ich. »Sie waren doch immer mit Hilary Pearl und Andrew Moskowitz zusammen.«

»Ja, klar doch. Das ist ja toll! Sehen Sie die manchmal?«

»Hilary hat gerade ein Theater an der Essex Street gekauft, ein paar Blocks von hier. Und Andrew arbeitet für Richard Foreman, Sie wissen schon, dieser Avantgarde-Regisseur, oder so ...«

»Sicher, ja doch«, sagte sie. »Tja, eigentlich sollte ich die mal anrufen. Ich glaube – wahrscheinlich war ich ihnen nicht gerade eine gute Freundin. Aber beim Film, wissen Sie, das ist so eine Sache. Da wird man einfach in so ein spezielles soziales Ding eingebunden, wissen Sie, das ist wirklich dämlich ... ich bin wirklich gerne auf der Schule gewesen, da hat man noch richtig über echt wichtige Sachen nachgedacht ... Ich meine, man stelle sich vor, bei Jacques Derrida zu studieren, er ist wirklich einer der brilliantesten Menschen des Jahrhunderts, finde ich ... Läuft die Kamera noch?«

»Ja.«

»Hören Sie, könnten wir nicht den letzten Teil löschen, damit wir diese Sache mit Hilary und Andrew nicht draufhaben?«

»Niemand wird diese Bänder sehen. Die sind nur als rechtliche Absicherung für mich gedacht. Es tut mir leid, wenn Löschspuren darauf sind, sind sie wertlos. Sie wissen das. Wir haben das besprochen.«

Für den Bruchteil einer Sekunde sah sie mich mißtrauisch an. Sie hatte einen kalten Zug an sich, der sich jetzt deutlich zeigte. Außer auf der Leinwand hatte ich Penny Penn seit der Schule nicht mehr gesehen, wobei es mir

vorkam, als könne sie sich nicht mehr an mich erinnern. Ich war auch nicht ganz vorbereitet auf die Abgebrühte-Geschäftsfrau-Show, die sie hier vor mir abzog. Aber die Leute, die mich in einer solchen Situation aufsuchen, sind immer angespannt. Sie befinden sich in einer Lage, die sie äußerst verletzlich macht. Ich brauchte mich nur daran zu erinnern, welche Macht ich in solchen Momenten besitze. Es war ein gehöriger Wandel eingetreten, seit sie der Filmstar der Schule gewesen war, das Mädchen, das mit seinem Freund Theodoro herumflanierte, den ich übrigens nicht ausstehen konnte. Und hinter ihr immer der alte Leibwächter mit dem Funkgerät. Ich war damals nur der kleine, ernsthafte Kunststudent.

Tatsächlich aber doch kein so großer Wandel, wie ich ihn mir gewünscht hätte; das fiel mir auf. Sie war noch immer unglaublich berühmt, und ich war nur ein lauwarm gehandelter New Yorker Künstler, völlig ohne jeden Ruhm, wirklich. Nur die Insider wissen, wer Künstler ist, es sei denn, man heißt Andy Warhol. Na ja, vielleicht war ich ja auf dem Weg zum Warhol-Niveau mit der neuen Richtung, die ich eingeschlagen hatte. Ich »machte« jetzt auch in Berühmtheiten. Allerdings mußte Andy die Sache nicht geheimhalten.

»Na schön, gut, dann sind wir mal professionell«, gab sie nach. Ich mußte vorsichtig sein. Ich befand mich zwar in einer Art Machtposition, aber wahrscheinlich konnte sie mich trotzdem ans Kreuz nageln, falls ich etwas versaute.

»Tränensäcke«, fuhr sie fort. »Dr. Weil meinte, ich sei wegen meiner zarten Haut kein gutes Objekt für eine Straffung. Er sagte, meine Augen würden verzogen aussehen und es könnten Narben bleiben. Und so eine Straffung hält ja auch nicht lange. Ich meine, ich *kenne* Cher, und aus der Nähe sieht sie wirklich seltsam aus. Und Joan Rivers sieht erst recht *verdammt* seltsam aus. Jedenfalls nehmen sie diese grünliche Grundierung beim Filmen, und das läßt sie meistens ganz gut verschwinden, aber so einfach nur privat, und manchmal auch im Fernsehen, da komme ich nicht gut rüber mit diesen Tränendingern. Und Virginia hat mir

geraten, Sie aufzusuchen und mich von Ihnen beraten zu lassen.«

Bei Virginia Feiden hatte ich phantastische Arbeit geleistet.

»Nun«, sagte ich und fühlte mich wie ein Chefarzt, »das kommt mir alles recht nebensächlich vor. Sie sehen großartig aus. Und Ihre Karriere hat ohnehin niemals nur auf gängiger Schönheit beruht. Ich glaube, die Leute respektieren Sie als Schauspielerin größtenteils gerade deshalb, weil Sie anders und halbwegs echt aussehen. Und die meisten dieser Problemchen könnten Sie mit einer Dermabrasion und normaler plastischer Chirurgie in den Griff bekommen.«

»Zum Teufel mit echtem Aussehen. Zum Teufel mit plastischer Chirurgie. Es sind nicht nur kleine Mängel. Ich spreche nicht davon, mich in einem Spiegel zu betrachten. Ich spreche davon, mich in den Nachrichten zu sehen und zu merken, daß ich das gewisse Etwas, das ich früher mal hatte, nicht mehr habe. Ich sehe aufgedunsen aus. Mein Gesicht hatte früher etwas Besonderes, etwas Einprägsames an sich, und das hat es einfach verloren. Ich war mit fünfzehn größer als heute, und das liegt nur an dieser Sache mit dem Gesicht. Ich meine, es ist tatsächlich noch härter, wenn man so was wie ein ... ein Kinderstar gewesen ist, weil alle von der Industrie Angst haben, daß keiner einem beim Erwachsenwerden zusehen will. Nun mal ernsthaft, ich kann natürlich keine naiven Mädels mehr spielen. Und es bleibt mir auch noch ein Haufen Zeit, um eine große alte Dame der Leinwand zu werden. Aber meine Karriere steht immer auf der Kippe, *weil* ich echt aussehe. Es ist wirklich verdammt schwierig. Verstehen Sie? Man muß dauernd daran arbeiten. Und überhaupt, ich bin einfach nicht begeistert davon, alt zu werden. Kapiert?«

Sie wollte es wirklich und mit aller Macht. Aus demselben Grund wie alle anderen. Sie hatte einfach Angst davor, älter zu werden. Sie war neunundzwanzig wie ich und sah älter aus als ich.

»Na gut, ich verstehe«, sagte ich. »Frauen altern einfach

schneller als Männer, und ihre Gesichter altern noch viel schneller als der Rest, und das ist unfair.«

»Da haben Sie verdammt recht!«

Innerlich jubilierte ich. Die Verbindung war hergestellt! Sie wußte, daß ich ihr Problem verstand, und sie würde mir vertrauen. Das war mein bislang größter Auftrag. Ich war ganz schön aufgeregt.

»Also gut. Dann machen wir ein paar Bilder, nach denen ich eine Serie von Zeichnungen anfertigen werde, und in einer Woche können wir dann anfangen. Sie können sich die Zeichnungen am, tja, vielleicht am Mittwoch, dem Dreizehnten, ansehen. Am darauffolgenden Montag kann es dann losgehen. Einverstanden?«

Sie zog noch eine kleine Nummer mit ihrem elektronischen Terminkalender ab und teilte mir dann mit, daß es ihr recht sei.

»Nun ... wie Sie wissen, sollten Sie sich auf eine, falls nötig, zwölfstündige Sitzung vorbereiten. Und ein paar Tage Ruhe danach, in denen Sie nichts anfassen, und dann vielleicht noch eine weitere Sitzung. Ich würde vorschlagen, Sie nehmen sich ein Hotelzimmer, anonym, versteht sich. Irgendwo, wo sich die Leute um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, wie im Mark. Kein Apartment, mit dem man Sie in Verbindung bringen könnte. Für die ganze nächste Woche sollten Sie sich für alle Fälle den Terminkalender freihalten, mal abgesehen von Telefonaten. Und bis dahin möchte ich die Formulare für die Verzichtserklärung unterschrieben zurückhaben, und dann machen wir noch ein weiteres Videoband.«

»Könnte ich eine Kopie von diesem Verzichtswisch haben, damit ich ihn meinem Bruder zeigen kann?«

Ihr Bruder war ihr Manager.

»Das kann ich nicht machen. Das wäre einfach keine gute Geschäftspolitik. Und darüber hinaus: Je weniger Ihr Manager oder sonstwer mitbekommt, um so besser für alle Beteiligten. Ich weiß, das klingt ziemlich abgedroschen, aber so ist es nun mal.« Friß oder stirb, dachte ich.

Sie willigte ein.

Die Fotositzung versuchte ich so zu gestalten, wie Timothy es getan hätte. Sie war ein Profi, und wir interessierten uns nur für ihren Kopf, aber dennoch war es etwas peinlich. Fotografieren ist eine sehr intime Angelegenheit. Aber nicht entfernt so intim wie das, was folgen würde.

Gegen zehn Uhr beschloß ich, daß »nicht genug« auch ausreichen mußte. Ich schaltete die Lampen und die Videokamera ab – ich hatte zwei Bänder verbraucht, um allein diese Sitzung zu filmen – und schichtete meinen riesigen Vorrat an Filmwechsellkassetten auf dem Küchentisch auf. Ich fotografiere noch immer mit einer alten Speed Graphic 4x5, und so muß ich ständig wie ein Irrer die Kassetten wechseln. Sie ist ein Dinosaurier von Kamera, aber sie weiß, was ich brauche, und genau das gibt sie mir. Penny drapierte ihren Mantel um sich – einen bequem aussehenden Dufflecoat – und reichte mir mit einem gewissen Zögern einen Umschlag aus ihrer großen Umhängetasche. Ich brachte sie nach unten und ließ sie nach hinten zur Rivington Street hinaus. Mit einem »Bye, Jamie!« stieg sie über einigen Lower-East-Side-Müll hinweg und verschwand auf dem Rücksitz eines gewöhnlichen Mercedes. Er huschte mit ihr davon. Eine unauffällige Frau aus dem Volke. Ich konnte nicht widerstehen, den Umschlag aufzureißen und den Scheck anzusehen. »Penny Penn, Box 131, Encino, CA. An: James Angelo. Dreihundertfünzigtausend Dollar.«

3

Ich hatte über sechzig 4x5-Aufnahmen geschossen. Mit diesen ging ich hinüber zu US-Color an der Ecke Bleeker und Lafayette Street und gab die mit NORMAL/EILIG beschrifteten Kästchen ab. Dann kehrte ich zurück nach Hause, räumte das Fotodurcheinander auf, rief einige Leute an

und ging – das Gehen macht einen großen Teil des innerstädtischen Lebensstils aus – ging also wieder zum Laden zurück und breitete die frisch entwickelten Diapositive auf einem der Leuchttische aus.

Die zehn besten Bilder wählte ich aus und legte sie auf die Seite, die anderen steckte ich zurück in eines der Kästchen, klebte es zu und schrieb »Abfall« darauf. Der kleine Laden war voll, sogar um halb zwölf nachts. Hauptsächlich Zeitschriften-Leute, ein oder zwei zweitklassige Models, Mode- und Werbefotografen und deren Boten, die ihre Schnappschüsse von Naomi Campbell für Agnès B. oder für Bart-Simpson-Weizenkleie-Frühstücksflocken rechtzeitig zu den Frühbesprechungen in die Redaktionen bringen mußten. Manchmal ist es unmöglich, in diesen Fotoläden irgend etwas zustande zu bringen. Da versuche ich etwas sauber zurechtzuschneiden, will einen schnellen Klebeumbruch oder ähnliches machen, und prompt trudeln diese Models mit ihren Kladden rein, ziehen ein paar Oben-Ohne-Fotos von sich selbst raus und wedeln damit in der Gegend herum, nur für den Fall, daß gerade der Art-director von *Vogue* vorbeikommt. Das ist wirklich entnervend. Diesmal erkannte ich niemanden außer einem niedlichen, japanisch aussehenden Model-Mädchen mit merkwürdiger Frisur – irgend ein Clubmädchen aus der Nachbarschaft –, also war ich ein bißchen unvorsichtig.

»He, ist das nicht Penny Penn?«

Irgendein Idiot lehnte sich über meinen Leuchttisch.

»Schön wär's«, antwortete ich augenblicklich. »Das ist bloß eine Doppelgängerin.«

Er glaubte mir nicht.

»Nee, jetzt mal ernsthaft. Ich bin Profi ... Ich habe mit Paulina gearbeitet und 'ne ganze Menge für *Elle* und *Interview* geknipst – was ist das für 'n Projekt mit Penny? Ist doch 'ne Auftragsarbeit, oder?«

Jesus, ich sollte besser aufpassen, dachte ich, aber ich war zu aufgeregt, um zu warten. Ich setzte einfach ein nettes Lächeln auf, raffte meine Dias zusammen und ging rüber zur Kasse. Wenigstens wird der Laden von Pakistanis gelei-

tet, die, so hoffte ich jedenfalls, Penny nicht gleich erkennen würden. Sri Devi, ja, aber nicht Penny Penn. »Ja, bitte?« fragte der Junge hinter dem Ladentisch, der mich kannte.

Nur um vor dem Mädchen anzugeben und um der Neugier dieses Idioten – er klebte noch immer an mir – einen Dämpfer aufzusetzen, warf ich dem Jungen ein paar Brocken Urdu zu. »*Mu je paanch* sechzehn mal zwanzig Cibachromes *chai hyee*, von jedem. *Samje?*«

»Haa«, antwortete der Junge. Er schrieb meinen Namen und meine Kreditkartennummer auf den Auftragszettel. Ich überprüfte ihn nochmals und nickte. »Morgen, vier Uhr?«

»*Accha, shukriyaa*«, entgegnete ich, womit ich das Spielchen etwas zu weit trieb.

Ich ging raus. Vielleicht hätte ich den Urdu-Unsinn bleibenlassen sollen, aber ich wollte diesen Idioten einfach nicht wissen lassen, daß ich Cibachromes im Wert von über tausend Dollar bestellte. Wofür konnte jemand schließlich je zehn identische Vergrößerungen von zehn Fotos brauchen?

Penny sah im wirklichen Leben menschlich aus, aber auf zwei Dimensionen reduziert, war sie einfach umwerfend. Obwohl ich sie fotografiert hatte, um ihre Fehler hervorzuheben – ich hatte sogar fluoreszierendes Licht eingesetzt, etwas, das von allen Schauspielerinnen gefürchtet wird wie der Tod persönlich –, sah sie immer noch großartig aus. Etwas pockennarbig und aufgedunsen, aber trotzdem sexy und einfach sie selbst, mit jenem seltsam wehmütigen, unglaublich berühmten Blick in den Augen, bei dem Millionen von Zuschauern völlig plemplem wurden. Ich sollte zur Fotografie überwechseln, dachte ich. Ich könnte der Robert Mappelthorpe der neunziger Jahre werden, besonders jetzt, da er tot ist.

Dennoch war ich mehr von meinem eigenen Medium fasziniert. Es hat weniger von einem reinen Medium, aber die Wirkung ist einschneidend. Wissenschaft ist in der Kunst derzeit eine brandheiße Sache. Ich steckte einen

Abzug von jedem Dia in einen Umschlag und verschloß ihn, wobei ich das Verlangen unterdrücken mußte, »Vorher« daraufzuschreiben.

Bei diesem Auftrag wollte ich keinen Computer benutzen. Ich hatte mich noch nicht ganz damit angefreundet und wollte es diesmal auf die gewissenhafte, die altmodische Art machen. Ich verteilte die restlichen Abzüge auf einem großen, sauberen weißen Tuch auf dem Boden des Studios, pellte meine Gasmasken aus ihren drei Lagen Plastiktüten und setzte sie auf. Dann schaltete ich jeden verfügbaren Luftabzug an, sprühte unsichtbaren Kleber über die Fotos und rollte eine breite Plane präparierter Acetatfolie darüber aus. Danach drückte ich die Luftblasen unter der Folie heraus und schnitt die Blätter mit einem Rasiermesser auseinander. Schließlich zog ich die einzelnen Doppelblätter mit Sprühkleber auf eine dicke Schicht Styropor auf, schnitt diese auseinander und stapelte sie auf dem Zeichenbrett. Ich schob meinen Rollwagen mit den Malutensilien heran – er war bestückt mit kleinen Töpfchen Golden-Brand-Acrylfarben –, setzte mich hin und löffelte etwas Titanweiß, Ebenholzscharz, gebrannte Sienaerde und Gelmedium auf eine Chinnette-Papierpalette. Mit einem Nylonpinsel verrührte ich die Farben ein wenig und fing an, an dem ersten Foto, einem linksseitigen Profil, einigermaßen ungezwungen herumzuexperimentieren. Es war wie ein Probelauf für den nächsten Montag. So würde Penny Penn letztendlich aussehen.

Über ihrem Auge an der Seite der Stirn befand sich ein Muttermal. Mit einem knappen Pinselstrich wischte ich es weg. Ich tupfte etwas Farbe auf ihre Wange und fügte der Mixtur noch ein wenig helles Kadmiumrot bei. Ich war so gut, daß man nicht sehen konnte, wo die Fotografie aufhörte und das Gemälde anfang. Auch das ist an den Cibachromes so großartig – sie haben eine feine, geradezu malgrundartige Oberfläche ohne Körnung, fast wie bei einem Gemälde von Ingres. Nachdem ich noch einige wenige Unvollkommenheiten von der Wange hatte verschwinden lassen, machte ich mich sofort über die seitliche Ansicht des Tränensacks her.

Dies erforderte etwas mehr Können, da der Wulst schichtweise abgetragen und die Nase dahinter leicht nachgezeichnet werden mußte. Aber es war nicht schwierig. Nach weniger als einer Stunde legte ich das Foto beiseite, und sie sah schon hundertmal besser und um zehn Jahre jünger aus.

Was aber, wenn wir uns etwas mehr poetische Freiheit herausnehmen? Ich nahm ein identisches Foto zur Hand, bereinigte einige Höckerchen und Säcke wie zuvor, straffte aber schnell noch ihr kaum sichtbares Doppelkinn. Das mit dem Kinn hatte sie nicht erwähnt, es war auch nichts Weltbewegendes. Es war etwas, mit dem ein gewöhnlicher plastischer Chirurg fertig werden konnte, und mit Marks Hilfe sollte ich das auch schaffen können. Eigentlich sollte ich aber mehr die Struktur behandeln: die Architektur des Gesichts, dachte ich. Das, womit ich mich bislang hauptsächlich befaßt hatte, war Oberfläche. Oberfläche und glänzender Schein. Nun ja, letztlich *sind* das die Dinge, die wirklich zählen.

Mit Konturen läßt sich einiges erreichen. Wie wäre es, wenn die Höhlung unter ihren Backenknochen geringfügig tiefer wäre, vielleicht um diese ein wenig höher wirken zu lassen – nicht genug, um sie zu Katherine Hepburn zu machen, nicht genug, um das essentiell Penny-Penn-artige an ihr zu verwischen, sondern nur eine Spur, um sie in die »verfeinerte« Kategorie zu hieven ... nicht, daß sie nicht schon dort war ... aber ein kleiner Hauch jener nervigen, aristokratischen Flügelspitzen ... und sie sah wirklich anders aus. Aber nicht übel. Und auch nicht wie jemand anders. Das Publikum in der ganzen Welt würde bezaubert sein von einer neuen Penny Penn, einer reifen und dennoch perfekten Penny Penn, einer Penny Penn, die durch Leid und Mitgefühl abgeklärt und doch verlockender denn je wirkt ...

Die Dämpfe der Sprühpistole hatten sich mittlerweile wahrscheinlich verzogen, also nahm ich meine Gasmasken ab und wickelte sie wieder ein, um ihre Filter zu schützen. Dann prüfte ich eine der Frontalaufnahmen. Hier konnte ich viel besser arbeiten. Frontal gesehen waren die Tränen-

säcke ihr geringstes Problem; zum einen würden wir die Augen etwas verbreitern und dann einige Probleme unterhalb der Unterlippe beseitigen. Dann die Wangen straffen, auf jeden Fall. Es wäre auch nicht schlecht, die ganze Nase zu überarbeiten und bei dieser Gelegenheit auch gleich die Poren, die sie so haßte, ein für allemal rauszuschmeißen. Aber ich war mir nicht sicher, wo ich aufhören sollte. Sollte ich das ganze Gesicht überarbeiten? Einiges von dem, was ich tun wollte, ließ sich auch mit entsprechendem Make-up und passender Beleuchtung erreichen. Und der größte Teil ihrer Haut war in ziemlich gutem Zustand. Es wäre eine Schande gewesen, zuviel davon herauszunehmen. Außerdem war sie jung. Wir waren uns noch nicht völlig sicher, wie lange unsere Arbeit halten würde. Mach dich mit diesem Job nicht verrückt, sagte ich mir. Werd jetzt nicht perfektionistisch. Das Wichtigste an der Kunst ist die Fähigkeit, Kompromisse eingehen und Ausflüchte erfinden zu können. Dennoch wäre es ein Bravourstück, eine leibhaftige Ikone neuzugestalten. Und diese würde *wirklich* perfekt sein – nicht nur eine unberechenbare Kombination von Natur, Schminke, Beleuchtung und vorteilhafter Kameraeinstellungen; eine Über-Frau, eine Elfe. Eine Ikone. Ich schlief ein mit dem Gedanken, sie ist eine Ikone, Ikone, Ikone ...

4

Am Montag, dem 18. Oktober, sollte Penny gegen zwei Uhr nachmittags erscheinen. Mein Assistent David Lowenstein kam gegen neun Uhr und weckte mich. Neben Mark war er die einzige Person, die anwesend sein durfte, wenn ich arbeitete. Er fing an, das Studio vorzubereiten, rollte die Couch – eine Art elektrisch verstellbare Psychiatercouch – auf eine große, drehbare Plattform. Damit kam alles in eine

bequeme Arbeitsstellung; ihr Kopf würde sich auf Höhe meiner Schulter befinden. Außerdem deckte David mit einer riesigen, schweren Plastikfolie, über die noch ein Baumwolltuch gebreitet wurde, die Plattform und den größten Teil des Studiobodens ab. Mit dem Blut anderer Leute bin ich etwas paranoid, besonders im Zeitalter von Aids. Deshalb achte ich besonders darauf, es nicht überall herumspritzen zu lassen. David legte einen sauberen lavenelfarbenen Schonbezug auf die Couch – ich wollte, daß alles so wenig wie möglich nach Franksteins Labor aussah –, während ich mit meiner kleinen Lieblingsmaschine Cappuccino machte. Es klingelte an der Tür, und Mark Salzmann kam herein, mein Verbindungsmann zur Welt der Medizin. Er war etwas kleiner als ich und mit seinen dunklen, dicht gelockten Haaren gutausschend auf eine irgendwie jüdisch-wissenschaftliche Art. Er hatte seinen unvermeidlichen Marinepullover und eine schwarze Uniformhose an – von beidem mußte er mindestens zwanzig Exemplare haben – und trug zwei große Kisten.

»Hast du auch wirklich alles bekommen?« fragte ich ihn.

»Na klar, sicher doch. Ich habe zweihundert zusätzliche Tupfer und ungefähr einen halben Quadratmeter AS.«

AS war Artificial Skin – künstliche Haut.

»Kann ich auch einen Kaffee haben?« fragte er.

Ich brühte Milch über das Pulver und bat ihn, doch bitte die Geräte zu sterilisieren und bereitzulegen. Er knurrte vor sich hin, tat es aber dennoch.

»Hör mal«, sagte ich, »hast du etwas Tetrazyklin bekommen?«

»Davon hast du nichts gesagt!«

»Nun, in ihrem Fragebogen steht, daß sie gegen Penizillin allergisch ist. Meinst du, du könntest, ähm, David telefonisch bei der Apotheke an der Avenue A etwas verschreiben, und er holt es dann am Nachmittag ab?«

Er war nicht gerade begeistert davon, aber es fiel ihm auch kein Grund ein, es nicht zu tun. Seit der Schulzeit waren wir Freunde, und ich brachte ihm mittlerweile viel Geld ein. Immerhin war er es gewesen, der mich überhaupt

auf diese neue Behandlungsmethode gebracht hatte; er hatte weitaus mehr zu verlieren als ich. Schließlich war er der Arzt und ich nur ein psychotischer Künstler. Da wir gerade beim Thema sind ...

»David, würdest du bitte die Gemälde von der Wand wegstellen? Nein, warte, stell sie so hin, daß man die guten sieht.«

»Warum? Soll sie dir welche abkaufen?«

»Ich will lediglich nicht wie ein durchgedrehter Full-time-Wissenschaftler wirken.«

»Dann schon eher wie ein mieser Teilzeitkünstler?«

Ich habe ein wirklich ausgeprägtes Ego, so daß ich David manchmal einfach ignorieren muß.

Wir packten die Kisten aus. Desinfektionsmittel, Operationshandschuhe, Gerinnungsbeschleuniger, Gerinnungshemmer, sterilisierte Schwämme und Tücher, Wegwerf-Hautmesser sowie flüssiges Nahtmaterial, eine Art chirurgischer Kleber von Parke-Davis. Und schließlich aus einem kleinen grünen, doppelwandigen Kühlkästchen, an dessen Deckelrändern Trockeneisdampf in feinen Wölkchen austrat, das Wichtigste: jene zwanzig äußerst schwer zu bekommenden Päckchen der Firma Bickerton-Clarke/Experimentelle-Brandwundenbehandlungs-Laboratorien mit dem Produkt AS 46A. Artificial Skin. Das zweite A bedeutete, daß sie weiß und ungefärbt war. Das Entfärben würde ich selbst übernehmen.

Ich überprüfte unser Gestell mit den Farben und den kleinen blauen Töpfchen mit unserem eigenen Produkt PCS 10. Es war feucht genug, zeigte keine trockenen Flecken. Später würden wir es ohnehin noch kräftig durchrühren. Es sah aus wie dicke, lachsfarbene Sahne. Manchmal nannten wir es Schönheitsschaum.

Penny kam zu früh wie die meisten Leute, an denen ich arbeite. Ich wies sie an, ihren Wagen wegzuschicken, denn sie sollte mit einem Taxi zum Hotel fahren. Sie wirkte unterkühlt und gereizt. Sie trug ein Ich-bin-unsichtbar-

T-Shirt, Jeans und leichte Slipper von Arche. Ganz offensichtlich war sie sehr nervös. Dennoch führte ich sie, noch bevor ich ihr irgend etwas anbot, in das Studio und setzte sie auf den »Videostuhl«. David schickte ich los, um das Tetrazyklin zu holen – Mark hatte sich unauffällig in den Schlafzimerbereich verzogen, eine halbe Meile weit entfernt am anderen Ende meines Dachgeschosses. Ich schaltete die Kamera ein.

»Wir haben den achtzehnten Oktober 1993, es ist dreizehn Uhr«, fing ich an. »Dieses Band ist vertraulich und wird bis zum Jahr 2075 in einem Bankschließfach aufbewahrt. Dann wird es von der Chase Manhattan Bank oder deren Repräsentanten vernichtet, ohne daß sein Inhalt vorher begutachtet wird. Jeder Versuch unbefugter Personen, diese Aufzeichnung anzusehen oder zu kopieren, zieht sofortige rechtliche Maßnahmen nach sich.«

Ich machte eine dramatische Pause. Ich hoffte, daß es sich offiziell genug angehört hatte.

»Dieses Band dient ausschließlich mir, Jamie Angelo, als Beweis, um mich vor einem Gericht zu schützen, falls eine Notwendigkeit dazu erwachsen sollte.« Pause. »Ich spreche mit Penny Penn, der Schauspielerin. Penny, Sie selbst haben diesen Termin vereinbart. Stimmt das?«

»Ja«, antwortete sie.

»Und während Sie hier waren, habe ich Ihnen nichts zu essen oder zu trinken oder Drogen irgendwelcher Art verabreicht, und ich habe nicht versucht, Sie unter Druck zu setzen, oder irgendwelche psychologischen Tricks an Ihnen ausprobiert?«

»Nein.«

»Und in diesem Moment befinden Sie sich bei bester Gesundheit und im Vollbesitz Ihrer geistigen Kräfte und werden nicht wegen – wie auch immer gearteten – psychologischen Problemen behandelt?«

»Nein.«

»Könnten Sie mir eine Minute lang schildern, was Sie am heutigen Tag getan haben, beginnend mit dem Aufstehen?«

Sie war etwas überrascht, aber ich glaube, sie sah ein, daß dies als Beweis für ihre geistige Klarheit dienen sollte. In allen Einzelheiten berichtete sie, wie sie unter falschem Namen ein Zimmer im Royalton genommen hatte und dann bei Charivari einkaufen gegangen war. Mir wäre es lieber gewesen, sie hätte sich ein weniger exklusives Hotel ausgesucht.

»Gut«, unterbrach ich ihre Redeflut. »Nun, es ist Ihnen bekannt, daß ich kein zugelassener Arzt bin und daß das, worum Sie mich gebeten haben, ein unorthodoxer und unnötiger Eingriff ist, der nicht erfolgreich verlaufen muß und Ihnen in Ihrem späteren Leben Probleme machen kann?«

»Ja.«

»Und es ist Ihnen bekannt, daß Sie anders aussehen werden, und zwar vielleicht in einer Weise, die Ihnen nicht gefallen könnte, und daß Sie sich anders fühlen werden, und zwar in einer Weise, die Ihnen vielleicht nicht gefallen könnte?«

»Ja.«

»Es ist Ihnen bekannt, daß sich die behandelten Teile Ihres Gesichts einigermaßen taub anfühlen werden. Es ist Ihnen bekannt, daß Sie Juckreiz bekommen können, der sich nicht durch Kratzen beseitigen läßt, und daß es Teile an Ihnen geben wird, die nie wieder Wasser spüren werden, wenn Sie schwimmen gehen oder sich unter die Dusche stellen, oder Sie nie wieder den Wind über sich streichen fühlen werden. Und daß Personen, mit denen Sie intim werden, ein Wärmeunterschied zwischen Ihrem Gesicht und Ihrem übrigen Körper auffallen könnte.«

»Ja.«

Wir regelten in dieser Weise noch einige rechtliche Angelegenheiten bezüglich der langfristigen Instandhaltung ihres Gesichts. Schließlich kam ich dann noch zum wichtigsten Punkt.

»Und hiermit verzichten Sie auf jegliche Ansprüche gegenüber meiner Person, jetzt und in Zukunft?«

Sie antwortete mit ja, wenn auch zögernd. Vermutlich hat-

te sie ihrem Anwalt irgendeine zensierte Fassung von dem, was passieren sollte, aufgetischt, und der hatte einen Anfall bekommen. Aber sie war die Käuferin. Ich reichte ihr das Formular der knappen Verzichtserklärung. Sie las sie mehrmals durch und unterschrieb. Ich warf einen Blick auf den Videomonitor, um sicherzugehen, daß sie bei laufender Kamera unterschrieb. Es war nur ein kurzer Paragraph.

»Sehr gut. Und nun werde ich Sie noch bitten, die retuschierten Fotografien, mit denen Sie einverstanden waren, zu unterschreiben. Danach werden wir mit der Behandlung beginnen.«

Ich schaltete das Band ab, nahm es aus dem Gerät, beschriftete es und legte ein neues ein. Zuletzt fixierte ich noch die Kamera auf dem Stativ, so daß die Plattform gut im Bild war. Sobald wir mit der Behandlung anfangen, wollte ich sie einschalten.

»Hätten Sie gerne etwas Valium, Alkohol oder Marihuana?« fragte ich.

Ich arbeite nur mit Lokalanästhesie. Es gibt da eine winzige, vielfach verzweigte Novocainnadel, die extra für Hautoperationen entwickelt wurde. Auf kleinere Stellen sprühe ich manchmal auch etwas Ethanol oder verdünntes, viskoses Xylocain. Jedenfalls wollte ich nicht viel Fleisch entfernen. Sie hatte den Bildern zugestimmt, auf denen ich das Doppelkinn und die Tränensäcke entfernt, die Poren verdeckt und die Backenknochen hervorgehoben hatte. Keinen Gefallen hatte sie jedoch an der radikalen Studie gefunden, auf die ich am meisten stolz war. Deswegen konnte ich ihr allerdings nicht böse sein, denn diese Studie sah eigentlich nicht mehr nach ihr aus, und die Qualität ihres späteren Aussehens war stark mit dem Wiedererkennungswert verbunden. Ihr Aussehen arbeitete für sie, warum sollte man es also stärker verändern als ästhetisch notwendig?

Während ich darauf wartete, daß sie sich entspannte, zeichnete ich mit einem blauen Filzstift eine Art Schnitt-

muster auf ihr Gesicht und bepinselte die Linien mit brauner Desinfektionslösung. Nur um in Stimmung zu kommen, unterspritzte ich das Muttermal an ihrer Stirnseite einen Zentimeter oberhalb der Augenbraue mit Novocain. Ich testete den Punkt mit einer Nadel, um sicherzugehen, daß er betäubt war, surrte dann mit einer chirurgischen Schleifmaschine – die aussieht wie ein Zahnarztbohrer mit einer kleinen Kugel am Ende – über die Stelle und drückte sofort einen in Gerinnungsmittel getauchten Baumwolltupfer auf den winzigen blutigen Fleck. Fast augenblicklich hörte er auf zu bluten und überzog sich mit Schorf. Ich tupfte etwas Flüssignat darauf, schnippelte ein kleines Stück AS ab und klebte es auf die Stelle. Es erschien weißlich, aber der schwarze Schorf darunter schimmerte durch. Auch wölbte es sich durch das Gerinnungsmittel etwas nach oben.

Nun nahm ich den Gerinnungshemmer. Das war Marks Trick: Ich tränkte einen Baumwolltupfer mit dem Zeug, preßte ihn auf den Fleck und ließ es die halbdurchlässige Schicht AS durchdringen. Die Wölbung darunter löste sich auf und verschwand. Nun mußte ich später nur noch die Farbe einsetzen und die neue Haut dem übrigen Gesicht anpassen. Aber rein organisch betrachtet war das Stückchen bereits jetzt unsichtbar.

Ich sah Penny einen Moment lang an. Es war seltsam und aufregend, ihrem ikonenhaften Gesicht so nahe zu sein. Sie schien sich etwas zu entspannen – dank der fünfzehn Milligramm Valium, die sie erhalten hatte. Den nächsten Schritt zu tun fiel mir immer am schwersten. Dennoch wusch ich den kleinen Kopf des Schleifmaschinchens in einem Plastikbecher mit Alkohol aus, drückte auf den Knopf und machte mich über ihre rechte Lachfalte her.

Es gefiel mir nicht, sie überall mit Schorf bedeckt zu sehen. Es war fünfzehn Uhr dreißig. Sie lag ruhig da, also machte ich eine kleine Pause und genehmigte mir eine naturreine Himbeerlimonade. Wir waren jetzt in einem kritischen

Stadium. Was, wenn jetzt plötzlich Feuer im Haus ausbrach oder wenn ich ausrutschte und mir mit der Limoflasche die Hand aufschnitt? Penny wäre dann in einem ziemlich üblen Zustand gewesen. Mark war unterwegs, und David las im Sofabereich im *Flash Art*. Und ohne mich war David wohl kaum dazu in der Lage, ihr auch nur ihr ursprüngliches Aussehen zurückzugeben. Während die Klingel abgeschaltet war, waren einige Anrufe auf meinem Maschinchen eingegangen, aber ich wollte mir die Arbeitslaune nicht dadurch verderben, daß ich sie abhörte. Ich trank die Limonade aus und zog ein frisches Paar OP-Handschuhe an. Mit der rechten Hand nahm ich einen Tupfer voll Gerinnungshemmer, mit der linken einen Spachtel mit vorbereitetem PCS 10. Üblicherweise tupfe ich das PCS leicht auf, sobald sich die Schorfkappen auflösen. Wenn es dann beginnt auszuhärten, schnitze ich das, was mir überflüssig erscheint, mit kleinen Tonmodelliermessern weg. Zuerst wollte ich die Lachfalten auffüllen. Ich rief nach David und bat ihn, die Enigma-Platte abzuwürgen und statt dessen meine Lieblingsplatte aufzulegen, *Treasure* von den Cocteau Twins.

PCS 10 ist wirklich ein erstaunliches Zeug. Mark hatte es zusammen mit seinem Partner Karl Vanders in seinem Forschungslabor an der Columbia-Universität hergestellt. Eigentlich war es für den Einsatz in der inneren und der Wiederherstellungschirurgie konzipiert worden, aber dann stellte sich heraus, daß es sich viel besser für die kosmetische Chirurgie eignete. Karl hatte vor, den langen Weg für die offizielle Zulassung des Produkts einzuschlagen, aber die beiden konnten keine politische Lobby schmieren, und außerdem hätte die Sache jahrelange Tests erfordert. Die Abkürzung steht für Plasti-Collagen Silver. Im Grunde handelt es sich um mikroskopisch feine Silberkapillaren, die sowohl Wärme als auch Luft sehr gut leiten und hier in einem Collagenträger suspendiert sind, wobei noch ein geringer Prozentsatz gereinigtes Proteinpolyethylenharz

zugesetzt wird. Das Harz bindet das Silber an das Collagen und verbessert die Verarbeitungsqualität der Substanz. Collagen ist, wie Sie vielleicht wissen, ein Protein und keine Art von Kunststoff. Es ist einer der Hauptbestandteile unserer Haut. Vielleicht haben Sie ja Collagen einmal in einer Skulptur von Liz Larner gesehen, einer jungen neo-minimalistischen Objektkünstlerin aus Kalifornien, damals bei der 1989er Whitney-Biennale. Sie hatte Collagen mit einem löslichen Fluoreszenzfarbstoff gefärbt und in ein Becherglas gefüllt. Ein paar Goldklumpen schwebten darin. Es war ein schönes kleines Objekt. Vielleicht versuchte sie damit, etwas über die Unsummen auszusagen, die Leute in die kosmetische Chirurgie stecken.

Wie auch immer, plastische Chirurgen verwenden Collagen – das übrigens aus Kuhhäuten raffiniert wird – schon seit mehr als zehn Jahren, hauptsächlich um kleinere Vertiefungen aufzufüllen, die durch Narben entstehen, oder um Falten zu beseitigen. Gewöhnlich wird einfach ein wenig unter die Haut gespritzt, und im allgemeinen ist es verlässlicher als Silikon, welches es langsam ersetzt. Silikon dagegen ist tatsächlich ein Kunststoff, der natürlich immer noch bei großen Füllungen eingesetzt wird, zum Beispiel bei Brustimplantaten. Aber abgesehen davon, daß es einem Probleme mit dem Immunsystem bescheren kann, wandert es herum, fühlt sich kalt an – Edie Sedgwick zum Beispiel soll sich angeblich ziemlich häufig genötigt gesehen haben, Heizkissen auf ihre Brüste zu legen – und ist insgesamt nicht leicht unter Kontrolle zu bringen. Aber es wird noch immer verwendet, und zwar weil sie PCS 10 nicht haben. Mit Collagen gibt es nicht all die Probleme wie mit Silikon, und der Körper scheint es gut anzunehmen, aber man kann es nicht formen. Es wird einfach zu einer Art festem Gel, das allerdings nicht immer seine Form behält. Nach ein, zwei Jahren fängt es an, sich aufzulösen. PCS 10 ist im Vergleich dazu flexibler und auf seine Weise haltbarer als jedes andere Material, mit dem ich jemals gearbeitet habe. Wenn ich es benutze, spüre ich die gleiche Erregung wie damals als Student, als ich noch dem reaktionären roman-

tischen Realismus anhing und dachte, daß ich mit Ölfarben schon bald besser sein würde als Poussin auf der Höhe seines Schaffens. PCS härtet langsam ab, so daß es leicht formbar ist, und es kann jeden Farbstoff annehmen. Die einzige Farbe, die wir sofort zusetzen, ist ein wärmeempfindlicher roter Farbstoff, dessen Rot sich vertieft, wenn die umgebende Haut oder das darunterliegende Fleisch stärker durchblutet und dadurch wärmer wird. Abgesehen von Sonnenbräune, die mit Kosmetik simuliert werden muß, lassen sich auf diese Weise Farbveränderungen der echten Haut durch chemische Veränderungen innerhalb des künstlichen Produkts nachvollziehen. Ein wenig löslicher Gerinnungshemmer, der verhindert, daß sich das Blut unter dem Implantat verklumpt und der schon nach einigen Tagen abgebaut ist, sowie eine Spur medizinisches Epoxidharz sind die einzigen anderen Zutaten. Wenn ich mit PCS arbeiten will, rühre ich es vorher in einem kleinen Labor-mixer schaumig. Über den Rührvorgang lassen sich verschiedene Festigkeitsgrade erzeugen, passend zur Beschaffenheit des Fleisches, das imitiert werden soll. Dann gebe ich mit einer Kapillarmeißpipette noch zwischen zwei und zehn Promille der Härterkomponente für das Epoxidharz dazu. Auch damit läßt sich die Härte kontrollieren, und man kann sicherstellen, daß sich alles mit dem offenen Fleisch verbindet. Es geht schließlich nicht an, daß einzelne Teile plötzlich abblättern.

Die endgültige Mischung kann äußerst geschmeidig sein. Sie ist dann empfindlich genug, um die Bewegungen der darunterliegenden Muskeln ebenso exakt als Gesichtsausdruck wiederzugeben wie echtes Fleisch. Darüber hinaus erlauben es die Kapillaren im PCS dem umgebenden Fleisch, so zu atmen wie unter normaler Haut. Natürlich muß ich dort, wo ich PCS auftrage, die gesamte Haut entfernen. Andernfalls würde die Haut weiterhin Schweiß und Pigmente absondern, Haare wachsen lassen und im großen und ganzen alles vermasseln.

Wie ich schon erwähnte, lege ich eine dünne Schicht Artificial Skin, kurz AS 46A, über die gesamte bearbeitete Stel-

le. Das ist wahrscheinlich nicht nötig, aber ich denke mir, daß es so etwas haltbarer ist als nur mit PCS – die künstliche Haut wurde entwickelt, um Verbrennungsoffer zu retten, bei denen nicht genügend Haut für eine Transplantation übrig ist –, und sie läßt das künstliche Gebiet mit der natürlichen Haut verschmelzen. AS ist weißlich, halb durchsichtig und extrem dünn. Wenn ich sie über das PCS lege – milchiger, durchsichtiger Schaum, unter dem das dunkle Scharlachrot des rohen Fleisches pulsiert – kommt es mir so vor, als würde ich Blattgold auf einen alten Rahmen auf tupfen, der mit feuchter roter Tonerde grundiert ist.

Um mich zu vergewissern, wie ihre Poren gewesen waren, sah ich hinüber zu den »Vorher«-Fotos, die ich an die Wand gepinnt hatte. Sie wollte diese Poren nicht haben, aber irgendwelche mußte sie bekommen, sonst sah sie aus wie eine Fälschung. Poren sind schwierig. Niemand vermag sie so herzustellen wie ich. Krankenhäuser benutzen künstliche Haut bei Brandopfern, die nur ihre Haut verloren haben, und das hält auch eine ganze Weile recht gut, aber sie sieht immer künstlich aus, weil sie zu glatt ist. Ich habe einen kleinen Zahnarztstaken an einem Lötkolbengriff befestigt; mit diesem Werkzeug lassen sich flache Mulden in die Oberfläche der künstlichen Haut drücken, die beim Abkühlen ihre Form behalten. Manchmal muß ich auch noch künstliche Haare anbringen. Aber das ist eine echte Sträflingsarbeit. Man muß jedes einzelne Haar mit dem Skalpell einpflanzen und es anschließend in die richtige Stellung bringen. Glücklicherweise habe ich bemerkt, daß den Leuten im allgemeinen die Abwesenheit von Haaren nicht auffällt.

Wenn die Poren fertig sind, muß man nur noch warten, bis sich alles gesetzt hat – etwa eine halbe Stunde –, und kann dann mit der Farbgebung loslegen.

Also machte ich ein paar hübsche Poren auf der Nase, am Halsansatz und an der Stelle, wo die Lachfältchen gewesen waren. Abgesehen vom farblichen Unterschied

war der Übergang zwischen den verbliebenen Bereichen ihrer echten Haut und der künstlichen nun völlig unsichtbar. Die herkömmlichen plastischen Chirurgen können es einfach nicht so wie ich. Sie haben keinen Sinn für Einzelheiten, und sie haben kein poetisches Verständnis. Eigentlich, dachte ich, liegt die wirkliche Poesie in den Details. Ich war ziemlich stolz auf mich.

Es war achtzehn Uhr dreißig. Draußen, jenseits der großen Fenster am westlichen Ende des Dachgeschosses, färbten sich die verlassenen Gebäude magentarot und ultramarin. Ich fing an, mich zu fragen, ob ich nicht vielleicht ihr ganzes Gesicht hätte abschmiegeln und mit neuer Haut überziehen sollen. Einige ihrer Poren waren noch immer ziemlich deutlich sichtbar. Für Nahaufnahmen würde man nach wie vor einen Weichzeichner brauchen. Ich hätte ihr einfach die glatte Haut geben sollen, die sie verdiente. Nun ja, sogar Michelangelo hatte seinerzeit einige Zugeständnisse machen müssen. Für den *David* und die *Pietà* hatte er die seltsam geformten Marmorblöcke nehmen müssen, die sonst niemand gewollt hatte. Und auch er hatte nach einiger Zeit aufgehört, alles völlig zu glätten. Er wollte ein rauheres Aussehen. Dennoch liegt mir persönlich sehr viel an Glätte.

Penny krümmte sich etwas. Ich sah, daß die Wirkung von Novocain, Xylocain und Valium langsam nachließ, und richtete einen kühlenden Alkoholstrahl auf ihr Gesicht.

»Tut mir leid, aber es fängt jetzt an, schmerzhaft zu werden. Wir können den Schmerz abblocken, bis Sie heute nacht einschlafen. Ihr Gesicht wird sich längere Zeit etwas gespannt anfühlen, und es wird ein paar Tage lang jucken. Aber Ihre Nerven werden sich dem künstlichen Gewebe anpassen, und dann werden Sie sich wieder wohl fühlen.«

Sie sah aus, als könnte sie eine noch größere Dosis verbaler Beruhigung vertragen. »Mit dieser Sache sind wir auf der Höhe der Kunst. Ihr Fleisch wird sich mit dem PCS 10 verbinden. Das PCS wird keinen der darunter ablaufenden Prozesse beeinträchtigen. Es atmet, es leitet Wärme, je nach Körpertemperatur dehnt es sich aus oder zieht sich

zusammen – und es verhält sich nicht wie ein Transplantat, das Ihr Körper vielleicht abstoßen würde. Die synthetischen Teile bleiben genau am selben Platz sitzen und werden Ihrer übrigen Haut über einen langen Zeitraum hinweg völlig gleichen.«

»Was ist ein langer Zeitraum?« fragte sie. Sie war etwas benommen und klang verängstigt. Irgendwie ist es sexy, wenn Frauen – und besonders solche des öffentlichen Interesses – anfangen, ihre Verletzlichkeit zu offenbaren.

»Darüber haben wir schon gesprochen. Ich werde Ihnen eine Broschüre zur Instandhaltung, einen für etliche Jahre reichenden speziellen Reiniger und etwas Flüssigkeit zur nachträglichen Oberflächenbehandlung mitgeben, die Sie alle paar Monate durchführen sollten – Sie wissen schon, genauso, wie es in der kleinen Anleitung steht. Und wenn Sie in einigen Jahren leicht fleckig aussehen sollten, oder falls sich die AS ablösen oder irgendwas mit Ihrer natürlichen Haut passieren sollte, wodurch sie nicht mehr zur AS paßt, dann kommen Sie einfach her und wir reparieren die Sache wieder. Sie wissen doch, das ist nicht wie bei plastischer Chirurgie, wo man nur ein-, zweimal operieren kann.« – Hoppla, dachte ich, das Wort »operieren« hatte ich doch immer wieder versucht zu vermeiden. »Die Oberfläche der künstlichen Haut kann ich jederzeit nachbearbeiten, immer wieder ...«

»Oh, das ist ja großartig«, murmelte sie. »Wenn ich erst mal sechzig bin, komme ich dann jeden Tag vorbei.«

»Wie ich in dem Vertragsvideo bereits erläutert habe, werde ich Ihnen für anfallende Nachbehandlungen nichts mehr berechnen; es sei denn, Sie hätten wirklich ausgefallene Wünsche. Und falls ich von einem Lastwagen plattgewalzt werden sollte, brauchen Sie sich auch keine Sorgen zu machen. Die ganze Prozedur ist nicht *völlig* geheim. Entsprechende Videoaufzeichnungen befinden sich in zwei verschiedenen Schließfächern, mein Assistent ist in alles eingeweiht und kann die nötigen Arbeiten ausführen. Vielleicht wird das hier ja auch einmal eine anerkannte Behandlungsmethode werden. Außerdem möchte ich wetten, daß

ein guter plastischer Chirurg bei einer Untersuchung erkennen könnte, wie die Sache gemacht wurde und was er selbst ausrichten kann ... Ach, übrigens, seien Sie vorsichtig mit Ärzten, klar?«

»Ich kann einfach nicht glauben, daß ich das hier wirklich tue.«

Sie glitt langsam in die postoperative Depressionsphase ab, und ich war noch nicht einmal fertig.

»Versuchen Sie, sich ein bißchen zu entspannen. Geht das, Penny? Denken Sie mal dran, wie gut Virginia aussieht.«

Kurz nachdem ich Virginia Feiden bearbeitet hatte, kam sie in einem ziemlich großen Film heraus und bekam einen Haufen fatter Schlagzeilen. Ich hoffte, die Erwähnung ihres Namens würde Penny eifersüchtig machen. Penny zeigte ein bißchen viel Zweifel. Ich kann das nicht ausstehen, vor allem dann nicht, wenn sie sich einem schon völlig ausgeliefert haben. In den Spiegel konnte ich sie noch nicht sehen lassen, weil ich sie noch nicht eingefärbt hatte und sie fleckig aussah. Und überhaupt, wenn ich ihr einen Spiegel gegeben hätte, wäre ich mir wie ein Friseur vorgekommen. Wie bei den anderen würde ich auch ihr einen Verband verpassen, selbst wenn er gar nicht gebraucht würde, und in ein paar Tagen würde ich sie dann mit allem Pomp auswickeln. Es bereitet die Kunden auf die Veränderung vor, und es hilft ihnen zu vergessen, wie sie wirklich ausgesehen hatten. Merkwürdig, selbst wenn die Leute wissen, daß sie viel besser als vorher aussehen, überkommt sie beim Gedanken an ihr früheres Aussehen doch eine gewisse Nostalgie. Daran sollten sie vielleicht vorher denken.

»Wie wär's noch mit etwas Valium?« fragte ich. Sie schüttelte den Kopf. »Valium ist das beste Medikament überhaupt«, fuhr ich fort. »Glauben Sie, man hat es nach *Valley of the Dolls* benannt?«

Sie wand sich nur hin und her.

»Was ich hier mache, wird viel länger gut aussehen als Ihre natürliche Haut«, versuchte ich sie zu beruhigen. »Gesichter altern schnell, das wissen Sie ja.«

Ich liebe diese Arbeit. Fast noch mehr als die Malerei. Und am meisten liebe ich die Farben. Ich holte mir einige Pinsel: ein Bündel nagelneuer Pinsel von Pearl Paint mit Borsten aus Nylon-Imitat von Haselmaushaaren – die zwar billig sind, aber eine sanfte Elastizität besitzen, wie sie kein anderes Material besitzt. Daneben legte ich noch einige meiner Lieblingspinsel von Winsor & Newton, Serie 7 Zobel, in jeder Stärke von null bis sechs. Ich zog mein kleines Gestell mit Farbstoffen in Tropffläschchen heran. Einige dieser Farbstoffe stammen von Bickerton-Clarke und sind zur speziellen Verwendung auf AS gedacht. Aber Mark und ich haben einige andere Farbstoffe entwickelt, die sogar bei direkter Sonneneinstrahlung stabil zu sein scheinen. Wir haben eine Art kobaltviolett wirkenden Ton zusammengemischt und ein phantastisches Blutrot, das, wie ich schon erwähnte, von uns als wärmeempfindliche Farbe für die Oberfläche eingesetzt wird. Und dann haben wir noch ein milchiges Titanweiß, mit dem ich fast opake Schichten aufbringen kann, falls es nötig sein sollte. Die B-C-Farben sind für alle möglichen Hautschattierungen gedacht, und einige davon sind sogar recht hübsch, aber manchmal kommt es mir so vor, als hätte Bloxx Colours nur siebenundfünfzig »Fleischfarben«-Varianten zustande gebracht. Also, ich weiß wirklich nicht, wie jemand etwas einigermaßen Passendes finden soll, wenn er ausschließlich mit B-C-Produkten arbeitet. Aber da die Ärzte AS nur bei schweren Verbrennungen einsetzen, nehme ich an, daß die Patienten sich schon glücklich schätzen, wenn sie nicht wie Lachsfleisch auf Holzkohle aussehen.

Es gibt einen großen Unterschied zwischen Pigmenten und Farbstoffen. Pigmente, aus denen die meisten der gebräuchlichen Ölfarben bestehen, sind winzige Metall-

oder Gesteinspartikel, die in einer Trägersubstanz suspendiert werden. Farbstoffe, zum Beispiel Lebensmittelfarben oder Ölfarben wie Phtaleinblau, sind völlig lösliche Chemikalien, die praktisch keine eigene Substanz besitzen. Ihre Substanzlosigkeit macht es schwierig, mit ihnen zu arbeiten, da sie einfach alles färben, was sie berühren, ohne daß einem viel Zeit bleibt, noch etwas zu verändern. Wir haben unseren Farbstoffen ein wenig Glycerinkolloid beigemischt, um ihre Handhabung zu erleichtern. Im Grunde ist es aber so, als würde man mit Wasserfarben arbeiten, die man auch nur ein einziges Mal zu Papier bringen kann. Präziser gesagt, es ist genauso, als würde man mit Ei-Tempera malen. Gehe ich zu sehr in die technischen Details?

»Mit der bildhauerischen Phase sind wir jetzt fertig«, erklärte ich Penny. »Nun werde ich noch einige Stunden lang Farbe auftragen, und dann können Sie nach Hause gehen. Einverstanden? Wollen Sie sich vorher noch ein bißchen strecken?« Sie wand sich herum, war aber entspannter als vorhin. Die Kombination von Valium und den Cocteau Twins zeigte Wirkung. Sie sah schön und hilflos aus, wie sie da fast waagrecht auf der Couch lag. Und dann noch dieses graue Tuch, das über sie gebreitet war wie das steinerne Leichentuch über eine Heilige. Die Flecken auf ihrer Haut schimmerten wie die Adern in gelbem sienesischem Marmor. Für einen Moment sah sie französisch aus. Französisches Mittelalter, wie die Heilige Jungfrau auf Enguerrand Quartons *Krönung*, die mit den merkwürdigen Schlitzaugen.

Ei-Tempera. Wenn Sie nicht Kunstgeschichte im Hauptfach hatten, dann wissen Sie vielleicht gar nicht, daß damit im Mittelalter und im Quattrocento die kleineren Bilder gemalt wurden, bis Jan van Eycks Schule die Ölmalerei erfand. Vor dieser Zeit war es unvermeidlich Ei-Tempera, wenn es kein Fresko war. Dabei handelt es sich schlicht um feingemahlene Pigmente, wie bei Wasserfarben, die mit Wasser und Eigelb vermischt wurden, womit man immer noch den weltbesten Kleber erhält. Vielleicht wären wir besser dran, wenn man das Fernsehen nicht erfunden

hätte, und vielleicht wäre es für die Renaissance besser gewesen, die Ölmalerei nicht zu erfinden. Ölfarbe besitzt eine feuchtglänzende, wäßrige Sattheit, als würde man in einen Tümpel blicken, und ich liebe das. Aber Tempera ist von staubiger, milchiger Schönheit. Es ist wirklich unverzeihlich – Temperafarbe läßt sich beim Auftrag einfach nicht flexibel verteilen. Dafür ist sie unglaublich präzise. Man kann Details ausführen, die selbst bei einem Stahlstich kaum machbar sind. So hatte denn auch die Frührenaissance einen weichereren, aber ungemein charakteristischen Stil. Noch immer fühle ich mich diesen entfernten pastoralen Zeiten stärker verbunden als dem Cinquecento, das prächtiger, aber auch verwaschener und düsterer ist, oder auch dem Hochglanz-Manierismus-Kitsch, der darauf folgte. Das Quattrocento ist zart und flüchtig, aber dennoch ungeheuer anheimelnd und völlig gegenwärtig. Ich kann mir ein Tafelbild von Sassetta oder Giovanni da Paolo ansehen und weiß genau, was sie gedacht haben. Ich sehe die Spuren ihrer Handlungen und ihrer Entscheidungen so deutlich, als ob es erst gestern passiert wäre. Das war Actionpainting, bevor es Actionpainting gab.

Als ich noch auf der High-School war, war ich ganz verrückt nach Ei-Tempera. Damals glaubte ich ernsthaft, ihre Art von Reinheit wieder in die Welt bringen zu können. Ich kannte auch die zeitgenössische Kunst, aber ich war irrsinnig reaktionär, obwohl ich paradoxerweise auch Robert Rauschenberg verehrte. Ich verbrachte Stunden damit, mir selbst Techniken beizubringen, die mir niemand sonst beibringen konnte. Und zwar durch Beobachtungen in Museen. Wie sich letztlich herausstellte, hatte all das aber weniger Einfluß auf meine Tätigkeit und Aussage als Maler, sondern eher auf meine kleine Nebenbeschäftigung. In der Tat glaube ich, daß ich durch diese Studien heute mit Farbstoffen so umgehen kann wie kein anderer. Es läßt sich schwer in Worte fassen ... Der eigentliche Trick besteht darin, einen fließenden Farbverlauf herzustellen, ohne zu diesem Zweck in Farben herumpannschen zu können. Das läßt sich nur durch Kreuzschraffierungen mit

einem haarfeinen Pinsel erreichen. Natürlich habe ich auch ein paar Spritzpistolen. Aber die Arbeit damit ist einfach nicht dasselbe. Ich wende sie an, wenn ich schnell eine akzeptable Sache abliefern will oder bei bestimmten Arten von Lasur und Schattierung wie bei der Abtönung von künstlicher Haut unter Augenbrauen, die teilweise entfernt worden sind. Aber mit den kleinen Zorbelpinseln kann man gar nicht anders, als die Kreuzschraffur so fein und fließend zu machen, daß sie praktisch unsichtbar ist, genauso wie es die wirklich großen Meister gemacht haben. Ich habe mein eigenes Pantheon der wirklich Großen. Es sind diejenigen, die in der Lage waren, derart unfäßbar fließende, wolkgig, luftig aussehende Variationen und Farbverläufe zu erzeugen, daß man sich einfach nicht vorstellen kann, es stecke ein strenges, festgefügtes Gewebe einzelner Zeichen dahinter, durch das diese Illusion erzeugt wird. Der Unterschied zwischen Fleisch in einem Ölgemälde und Fleisch in einem Temperagemälde läßt sich vergleichen mit dem Unterschied zwischen einer modellierten Tonskulptur und einer in Stein gemeißelten Skulptur: Um eine fließende Oberfläche zu erreichen, wird die Tonskulptur einfach geglättet, alles in einem Aufwasch und irgendwie unspezifisch; dagegen ist bei der Steinskulptur jeder Millimeter mühevoll herausgearbeitet worden, und das Fließende wird nur durch die Summe tausender Einzelentscheidungen erreicht, wodurch es zu einer verdienteren Glätte kommt, einer erlebteren, lebendigeren, pulsierenderen. Und es fällt mir nur eine Handvoll Künstler ein, die dieses Gefühl des Meißelns aus Stein auf ein Gemälde übertragen konnten. Michelangelo, mein Beinahe-Namensvetter, ist natürlich einer der besten, obwohl er zu robust, zu schwer und körperlich ist, um mir als Grundlage für meine Arbeit zu dienen. Auch Botticelli gehört dazu, aber seine Eigenheiten sind zu deutlich. Die Struktur der Haut bei einem Botticelli-Gemälde sieht aus wie eine Großaufnahme der Haut bei einem guten Fotoporträt. Albrecht Dürer ist viel besser, und wenn er es darauf anlegt, ein unglaublicher Miniaturist. Dennoch hat seine Haut

etwas Scharfes und Unversöhnliches – sie hat Charakter, aber nur wenig Vitalität. Giovanni Bellini ist schlichtweg sagenhaft, aber trotzdem fehlt seiner Haut, obwohl sie leuchtend und perfekt ist, diese sinnliche Lebendigkeit, die man bei den beiden Künstlern findet. Leonardo da Vinci ist der zweitbeste Hautmaler. Zugegeben, er hat irgendwie diese rauchige Ölmalerei der Sfumato-Ära eingeleitet, über die ich mich vorhin schon beschwert habe, aber auch als Ei-Tempera-Maler konnte ihm kaum einer das Wasser reichen. Das kann man am besten an seinem Porträt der Ginevra di Benci in der National Gallery in Washington sehen und sogar an den Drucken der *Mona Lisa*. Obwohl es nichts gibt, was zarter aussehen könnte, ist die Haut doch an jedem Punkt der Oberfläche völlig strukturiert. Es gibt nur einen Maler, und zwar einen weit geringeren, der besser ist: Mabuse. Sein wirklicher Name war Jan Gossaert. Er war besessen von glatter Haut. Solche Abstufungen wie bei ihm sieht man bei keinem anderen. In gewisser Weise war er sehr primitiv, denn seine Liebe zur perfekten Abstufung kam ihm bei allen anderen Erwägungen in die Quere. Seine Menschen haben keine Knochen. Ihre Farbe ist seltsam blauschwarz oder grünlich, wobei leuchtendes Scharlach oder Magenta durchscheint. Sie haben Glotzaugen und starren einen an. Aber diese Haut ist glatter als Teflon. Sie sieht aus, als sei sie, wenn man sie berührt, völlig reibungsfrei. Als könne man überhaupt nichts fühlen. Es ist etwas Gruseliges, Todesbesessenes und Geschmackloses an Mabuse. Die Faszination von Perfektion und Glätte geht Hand in Hand mit der Faszination des Todes. Er war mir ziemlich ähnlich.

Ich beendete die Einfärbung. Es hätte sich noch etwas mehr mit Farbe machen lassen, und bei einer weiteren Sitzung wollte ich das auch nachholen, aber ich wußte, daß das Gesicht ohnehin schon ein durchschlagender Erfolg war. Obwohl wir acht Stunden ununterbrochen gearbeitet hatten, fühlte ich mich nicht erschöpft, sondern regelrecht

belebt. Ich spürte, daß ich immer besser wurde. Ich konnte damit aufhören, mich zurückzuhalten. Ich wollte etwas Drastisches und Radikales versuchen. Vielleicht wirkte sie ein wenig errötet, aber ich konnte sie später immer noch abtönen. Ich hatte bei ihr unsere Technik freier eingesetzt als sonst, und es hatte sich ausgezahlt. So wie bei Rubens, der zuerst eine Schicht Orange aufgetragen und diese dann mit Grau übermalt hat, glüht oder leuchtet unser wärmeempfindliches Rot durch die milchigen Schichten der Haut und Farben. Die ganze Technik ist eine perfekte Imitation lebenden Gewebes. Aber mir gefällt der Gedanke, daß es einfach noch eine Spur besser aussieht. Es hat Ausstrahlung.

Es war 22 Uhr 48. Ich sagte Penny, sie könne sich jetzt wieder bewegen, natürlich ohne das Gesicht zu berühren. Sie sagte, sie wolle aufstehen und ins Badezimmer gehen. David hatte natürlich den Spiegel entfernt, aber ich beschloß sicherzugehen, daß alles trocken war, und wickelte sie erst einmal ein. Dazu verwendete ich einfache Mullbinden, die ich mit ein paar Streifen aseptischem Pflaster an ihrem Nacken und an den Ohren fixierte, sowie normales luftdurchlässiges, blaßrosa Johnson & Johnson-Klebeband, um das ganze Zeug vor dem Gesicht zusammenzuhalten. An ihren Augen klebte ich besonders dicht, wodurch ich ihr Blickfeld vermutlich einengte. Dafür ließ ich aber an den Lippen etwas neue Haut frei, denn ihren Mund mußte sie schließlich bewegen können. Eigentlich hätte sie gar nicht so viel Verpackung gebraucht, weil das Material, das ich verwende, ziemlich viel aushält, aber ich wollte nicht, daß sie an ihrem Gesicht herumzerterte, bevor alles wirklich fest geworden war. Während sie im Badezimmer verschwand, machten David und ich sauber. Dann rief David bei Scull an, dem Taxibetrieb, den wir immer nehmen, weil seine Filiale gerade um die Ecke an der Clinton Street liegt. Sie sagten zu, in zehn Minuten zu kommen. Penny kam aus dem Badezimmer, packte ihre Tasche zusammen und schlüpfte

in ihren Dufflecoat. Nachdem sie auch noch ihre Sonnenbrille aufgesetzt hatte, sah sie aus wie eine rosa Ausgabe von Claude Rains in *Der Unsichtbare*. Ich gab ihr einen großen, breitrempigen Hut – ich habe für solche Gelegenheiten einen ganzen Haufen von billigen blauen Filzhüten auf Lager –, und sie schlug den Kragen ihres Mantels hoch. Jetzt konnte sie an Davids Arm durch eine dunkle Hotelhalle gehen, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen.

»Ich sehe aus wie Claude Rains in *Der Unsichtbare*«, sagte sie.

»Sie sind sicher, daß man im Royalton nicht weiß, wer Sie sind?« fragte ich.

»Ja ja, das ist schon in Ordnung. Nun hören Sie schon auf.«

»Und Sie werden ein paar Tage ohne Zimmerservice überleben?«

»Das ist mir schon hin und wieder gelungen.«

Sie war es nicht gewöhnt, seltsam und schrecklich auszu-sehen, daher war sie leicht zickig. Einige Minuten warteten wir mit wachsender Nervosität. Dann klingelte der Fahrer an der Tür, und David brachte sie nach unten. »Morgen rufe ich Sie an!« rief ich ihr nach und tippte in meinen Terminkalender: »P.P. anrufen, 13:00. 555-1030 Anschl. 455, nach Polly Crane fragen.«

Es war ein Uhr nachts. Gegen zwei Uhr hatte ich eine Verabredung mit einigen Freunden in einem neuen Club namens NUM. Aus irgendeinem Grund ging mir dieses japanische Mädchen aus dem Fotoladen nicht aus dem Kopf.

Ich wusch mein Gesicht und behandelte es anschließend mit Adstringens und Feuchtigkeitscreme. Ich achtete darauf, es nicht zu reiben. Nur trockentupfen. Die Haut nicht dehnen. Dann schmierte ich mir ein hübsches Gel in die Haare – auf meine bläulich-roten Haare war ich sehr stolz –, zog ein Peterbilt-Trucks-T-Shirt und mein grünes Isaac-Mizrahi-Jackett an, überprüfte nochmals meine Frisur und ging mit David raus. Als ich endlich auf der Houston Street ein Taxi fand, verabschiedete ich mich von ihm. Von einer Einladungskarte las ich dem Fahrer eine Adresse in TriBeCa vor. Es war neblig und dramatisch, und der feuchte Schimmer auf dem Straßenbelag wirkte unheimlich, so wie das neblige alte London des *Dr. Jekyll und Mr. Hyde*.

War es das nun? fragte ich mich. War dies nun die Welt der Schönheit und des Glanzes, zu der ich vor Jahren hatte Zugang haben wollen? Was tat ich denn anderes, als diesem Phantom immer noch nachzujagen? Die achtziger Jahre waren vorbei. Andy war tot. McDonald's hatte auf wiederverwertbare Verpackungen umgestellt. Künstlichkeit und Oberfläche waren out. Sie waren selbst nur an der Oberfläche geblieben. Wir lebten im Zeitalter der Aufrichtigkeit; Schönheit bedeutete jetzt weniger als Echtheit. Dank Naomi Wolf und ihrer Bande radikaler Feministinnen konnte die Schönheit ihre Koffer packen. Schönheit war ein Mythos, eine Masche, um Frauen zu unterdrücken, eine überkommene sexistische Vorstellung.

Gequirelte Scheiße, dachte ich. Man brauchte doch nur MTV einzuschalten.

Von meiner Warte aus schien es, als hätte die Rezession im Aufrichtigen Zeitalter die Leute ganz oben nur noch rücksichtsloser gemacht. Sie hatten ihre Alaïas-Klamotten

**BRIAN
D'AMATO**

**DER PREIS
DER
SCHÖNHEIT**

Thriller

„Ein Kultschocker,
wie ich ihn schon lange
nicht mehr gelesen habe.“
(Dean Koontz)

**BASTEI
LÜBBE**

»Der beste Roman, den ich seit zehn Jahren gelesen habe.« (Peter Straub)

Jamie Angelo, ein vielversprechender junger New Yorker Künstler, hat eine geheime Passion: Er träumt von lebendigen Kunstobjekten, von perfekter weiblicher Schönheit. Und er kreierte sie - zunächst am Computer, dann leibhaftig mit allen Tricks der Schönheitschirurgie.

Eines Tages verliebt Jamie sich in die Performance-Künstlerin Jaishree, die ihn zu einem Vorhaben von schrankenlosem Ehrgeiz inspiriert: Er will ein Wesen schaffen, das nicht nur äußerlich, sondern auch geistig-seelisch seinen Idealvorstellungen entspricht. Er operiert Jaishree, und der Coup scheint zu gelingen. Doch dann geschieht das Unfaßbare...

BRIAN D'AMATO stammt aus einer Schriftstellerfamilie und studierte in Yale. In Amerika wurde er durch seine Gemälde bekannt. Er ist ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift *Flash Art*. *Preis der Schönheit* ist sein erster Roman und wurde in den USA sofort ein Riesenerfolg.

Allgemeine Reihe



ISBN N 3-404-13721-3



9 783404 137213

DM 12,90

0 1290



ÖS 95,-